



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Romantik

Jaspert, Reinhard

Berlin, 1949

Charakteristik des Willens zum Leben.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80777)

PESSIMISTISCHER AUSKLANG
IN DER PHILOSOPHIE DER ROMANTIK

ARTHUR SCHOPENHAUER

1788—1860

Charakteristik des Willens zum Leben

Unser zweites Buch schließt mit der Frage nach dem Ziel und Zweck jenes Willens, der sich als das Wesen an sich aller Dinge der Welt ergeben hatte. Die dort im allgemeinen gegebene Beantwortung derselben zu ergänzen, dienen die folgenden Betrachtungen, indem sie den Charakter jenes Willens überhaupt darlegen.

Eine solche Charakteristik ist darum möglich, weil wir als das innere Wesen der Welt etwas durchaus Wirkliches und empirisch Gegebenes erkannt haben. Hingegen schon die Benennung „Weltseele“, wodurch manche jenes innere Wesen bezeichnet haben, gibt derselben ein bloßes *ens rationis*: Denn „Seele“ besagt eine individuelle Einheit des Bewußtseins, die offenbar jenem Wesen nicht zukommt, und überhaupt ist der Begriff „Seele“, weil er Erkennen und Wollen in unzertrennlicher Verbindung aufweist, doch unabhängig vom animalischen Organismus hypostasiert, nicht zu rechtfertigen, also nicht zu gebrauchen. Das Wort sollte nie anders als in tropischer Bedeutung angewendet werden: Denn es ist keineswegs so unverfänglich, wie Psyche oder Anima, als welche Atem bedeuten. —

Noch viel unpassender jedoch ist die Ausdrucksweise der sogenannten Pantheisten, deren ganze Philosophie hauptsächlich darin besteht, daß sie das innere, ihnen unbekannte Wesen der Welt „Gott“ betiteln; womit sie gar viel geleistet zu haben meinen. Danach wäre dann die Welt eine Theophanie. Man sehe sich doch nur einmal darauf an diese Welt beständig bedürftiger Wesen, die bloß dadurch, daß sie einander auffressen, eine Zeitlang bestehen, ihr Dasein unter Angst und Not durchbringen und oft entsetzliche Qualen erdulden, bis sie endlich dem Tod in die Arme stürzen: Wer dies deutlich ins Auge faßt, wird dem Aristoteles recht geben, wenn er sagt: *ἡ γένεσις δαυμόνια ἀλλ' ὃν θεῶν ἐστὶ* (*de divina*, c. 2, p. 463).

Ja, er wird gestehen müssen, daß einen Gott, der sich hätte beugehen lassen, sich in eine solche Welt zu verwandeln, doch wahrlich der Teufel geplagt haben müßte. —

Jeder Blick auf die Welt, welche zu erklären die Aufgabe des Philosophen ist, bestätigt und bezeugt, daß Wille zum Leben, weit entfernt, eine beliebige Hypostase oder gar ein leeres Wort zu sein, der allein wahre Ausdruck ihres inneren Wesens ist ... alles drängt und treibt zum Dasein, womöglich zum organischen, d. h. zum Leben, und danach zur möglichsten Steigerung desselben. An der tierischen Natur wird es dann augenscheinlich, daß Wille zum Leben der Grundton ihres Wesens, die einzige unwandelbare und unbedingte Eigenschaft desselben ist. Man sehe diesen universellen Lebensdrang. Man sehe die unendliche Bereitwilligkeit, Leichtigkeit und Uppigkeit, mit welcher der Wille zum Leben unter Millionen Formen überall und jeden Augenblick, mittels Befruchtungen und Keimen, ja, wo diese mangeln, mittels *generatio æquivoca*, sich ungestüm ins Dasein drängt, jede Gelegenheit ergreifend, jeden lebensfähigen Stoff begierig an sich reißend: und dann wieder werfe man einen Blick auf den entsetzlichen Alarm und wilden Aufruhr desselben, wann er irgendeine einzelne Erscheinung aus dem Dasein reißen soll; zumal wo dieses bei deutlichem Bewußtsein eintritt: da ist es nicht

anders, als ob in dieser einzigen Erscheinung die ganze Welt auf immer vernichtet werden sollte, und das ganze Wesen eines so bedrohten Lebenden verwandelt sich sofort in das verzweifeltste Sträuben und Wehren. Man sehe z. B. die unglückliche Angst eines Menschen in Lebensgefahr, die schnelle und so ernstliche Teilnahme jedes Zeugen derselben und den grenzenlosen Jubel nach der Rettung. Man sehe das starre Entsetzen, mit welchem ein Todesurteil vernommen wird, das tiefe Grausen, mit welchem wir die Anstalten zu dessen Vollziehung erblicken, und das herzerreißende Mitleid, welches uns bei dieser selbst ergreift. Da sollte man glauben, daß es sich um etwas ganz anderes handelte, als bloß, um einige Jahre weniger einer leeren, traurigen, durch Plagen jeder Art verbitterten und stets ungewissen Existenz; vielmehr müßte man denken, daß wunder was darin gelegen sei, ob einer etliche Jahre früher dahin gelangt, wo er nach einer ephemeren Existenz Billionen Jahre zu sein hat. — An solchen Erscheinungen also wird sich klar, daß ich mit Recht als das nicht weiter Erklärliche, sondern jeder Erklärung zugrunde zu Legende, den Willen zum Leben gesetzt habe, und daß dieser, weit entfernt, wie das Absolutum, das Unendliche, die Idee und ähnliche Ausdrücke mehr, ein leerer Wortschall zu sein, das Allerrealste ist, was wir kennen, ja der Kern der Realität selbst.

Wenn wir nun aber, von dieser aus unserem Inneren geschöpften Interpretation einstweilen abstrahieren, uns der Natur fremd gegenüberstellen, um sie objektiv zu erfassen, so finden wir, daß sie, von der Stufe des organischen Lebens an, nur eine Absicht hat: die der Erhaltung aller Gattungen. Auf diese arbeitet sie hin, durch die unermessliche Überzahl von Keimen, durch die dringende Heftigkeit des Geschlechtstriebes, durch dessen Bereitwilligkeit, sich allen Umständen und Gelegenheiten anzupassen, bis zur Bastarderzeugung, und durch die instinktive Mutterliebe, deren Stärke so groß ist, daß sie in vielen Tierarten die Selbstliebe überwiegt, so daß die Mutter ihr Leben opfert, um das jedes Jungen zu retten. Das Individuum hingegen hat für die Natur nur einen indirekten Wert, nämlich nur, sofern es das Mittel ist, die Gattungen zu erhalten. Außerdem ist ihr sein Dasein gleichgültig. Ja, sie selbst führt es dem Untergang entgegen, sobald es aufhört, zu jenem Zweck tauglich zu sein. Wozu das Individuum da sei, wäre also deutlich: aber wozu die Gattung selbst? Dies ist eine Frage, auf welche die bloß objektiv betrachtete Natur die Antwort schuldig bleibt. Denn vergeblich sucht man nach ihrem Anblick von diesem rastlosen Treiben, diesem ungestümen Drängen in dies Dasein, dieser ängstlichen Sorgfalt für die Erhaltung der Gattungen einen Zweck zu entdecken. Die Kräfte und die Zeit der Individuen gehen auf in der Anstrengung für ihren und ihrer Jungen Unterhalt, und reichen nur knapp, bisweilen selbst gar nicht dazu aus. Wenn aber auch hier und da einmal ein Überschuß von Kraft und dadurch von Wohlbehagen — bei der einen vernünftigen Gattung auch wohl von Erkenntnis — bleibt, so ist dies viel zu unbedeutend, um für den Zweck jenes ganzen Treibens der Natur gelten zu können.

Um den oben zur Charakteristik dieses Subjektiven oder des Willens dargelegten überschwänglich starken Drang aller Tiere und Menschen, das Leben zu erhalten, wenn möglich, lange fortzusetzen, als ein Ursprüngliches und Unbedingtes zu erkennen, ist noch erfordert, daß wir uns deutlich machen, daß derselbe keineswegs das Resultat irgendeiner objektiven Erkenntnis vom Wert des Lebens, sondern von aller Erkenntnis unabhängig sei; oder mit anderen Worten, daß jene Wesen nicht als von vorn gezogen, sondern als von hinten getrieben sich darstellen.

Wenn man, in dieser Absicht, zuvörderst die unabsehbare Reihe der Tiere mustert, die endlose Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten betrachtet, wie sie, nach Element und Lebensweise,

stets anders modifiziert sich darstellen, dabei zugleich die Unerreichbare und in jedem Individuo gleich vollkommen ausgeführte Künstlichkeit des Baues und Getriebes derselben erwägt, und endlich den unglaublichen Aufwand von Kraft, Gewandtheit, Klugheit und Tätigkeit, den jedes Tier sein Leben hindurch unaufhörlich zu machen hat, in Betrachtung nimmt; wenn man näher darauf eingehend, z. B. die rastlose Emsigkeit kleiner, armseliger Ameisen, die wundervolle und so künstliche Arbeitsamkeit der Bienen sich vor Augen stellt, oder zusieht, wie ein einzelner Totengräber (*Neonophorus Wespillo*) einen Maulwurf von vierzigmal seiner eigenen Größe in zwei Tagen begräbt, um seine Eier hineinzulegen und der künftigen Brut Nahrung zu sichern, hierbei sich vergegenwärtigend, wie überhaupt das Leben der meisten Insekten nichts als eine rastlose Arbeit ist, um Nahrung und Aufenthalt für die aus ihren Eiern künftig entstehende Brut vorzubereiten, welche dann, nachdem sie die Nahrung verzehrt und sich verpuppt hat, ins Leben tritt, bloß um dieselbe Arbeit von vorn wieder anzufangen; dann auch, wie, dem ähnlich, das Leben der Vögel größtenteils hingeht, mit ihrer weiten und mühsamen Wanderung, dann mit dem Bau des Nestes und Zuschleppen der Nahrung für die Brut, welche selbst im folgenden Jahre die nämliche Rolle zu spielen hat, und so alles stets für die Zukunft arbeitet, welche nachher Bankrott macht; — da kann man nicht umhin, sich umzusehen nach dem Lohn für all diese Kunst und Mühe, nach dem Zweck, welchen vor Augen habend die Tiere so rastlos streben, kurzum zu fragen: was kommt dabei heraus? Was wird erreicht durch das tierische Dasein, welches so unübersehbare Anstalten erfordert? — Und da ist nun nichts aufzuweisen, als die Befriedigung des Hungers und des Begattungstriebes und allenfalls noch ein wenig augenblickliches Behagen, wie es jedem tierischen Individuo zwischen seiner unendlichen Not und Anstrengung zuteil wird.

Nehmen wir jetzt noch die Betrachtung des Menschengeschlechts hinzu: so wird die Sache zwar komplizierter und erhält einen gewissen ernsten Anstrich; doch bleibt der Grundcharakter unverändert. Auch hier stellt das Leben sich keineswegs dar als ein Geschenk zum Genießen, sondern als eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten und dementsprechend sehen wir im großen und im kleinen allgemeine Not, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Tätigkeit mit äußerster Anstrengung aller Leibes- und Geisteskräfte. Viele Millionen, zu Völkern vereinigt, streben nach dem Gemeinwohl, jeder einzelne seines eigenen Lebens, aber viele Tausende fallen als Opfer für dasselbe. Bald unsinniger Wahn, bald grübelnde Politik hetzt sie unzufrieden aufeinander. Dann muß Schweiß und Blut des großen Haufens fließen, die Einfälle einzelner durchzusetzen oder ihre Fehler abzubüßen. Im Frieden ist Industrie und Handel tätig, Erfindungen tun Wunder, Meere werden durchschifft, Leckereien aus allen Enden der Welt zusammengeholt, die Wellen verschlingen Tausende. Alles treibt, die einen sinnend, die anderen handelnd, der Tumult ist unbeschreiblich. — Aber der letzte Zweck von dem allen, was ist er? Ephemere und geplagte Individuen, eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Fall mit erträglicher Not und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt; sodann die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens. —

Bei diesem offenbaren Mißverhältnis zwischen der Mühe und dem Lohn erscheint uns, von diesem Gesichtspunkt aus, der Wille zum Leben, objektiv genommen, als ein Tor oder subjektiv als ein Wahn, von welchem alles Leben ergriffen, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte auf etwas hinarbeitet, was keinen Wert hat. Allein, bei genauer Betrachtung, werden wir auch hier finden, daß er vielmehr ein blinder Drang, ein völlig grundloser, unmotivierter Trieb ist.

An allen diesen Betrachtungen also wird uns deutlich, daß der Wille zum Leben nicht eine Folge der Erkenntnis des Lebens, nicht irgendwie eine conclusio ex praemissis und überhaupt nichts Sekundäres ist, vielmehr ist er das erste und Unbedingte, die Prämisse aller Prämissen und eben deshalb das, wovon die Philosophie auszugehen hat; indem der Wille zum Leben sich nicht infolge der Welt einfindet, sondern die Welt infolge des Willens zum Leben.

Aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“.